

(Nachdruck verboten)

## Der Roman einer Verschwörung.

23

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Wer weiß, wann man Ihnen die Freiheit wiedergibt?“

„Wir werden sie uns nehmen, Juliette.“

„Dann können Sie das ja gleich thun.“

„Nein.“

„Weil Du mich nicht liebst, Pierre! Wenn Du Deine kleine Juliette liebtest, würdest Du sie nicht immer allein lassen und nicht in Dein abscheuliches Gefängniß zurückkehren.“

„Fernande, ich bitte Dich, versuche doch verunsichtig zu sein.“

Bei dem Namen Fernande stammten Juliette's Augen zornig auf, sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß, sagte aber nichts.

„Sprechen wir von unseren Angelegenheiten“, sagte Rochereuil. „Hast Du Louis heute Abend gesehen?“

„Ja“, antwortete sie, „er erwartete mich am Prangerplatz.“

„Es ist Euch nichts Außergewöhnliches begegnet?“

„Nein; wir sind durch die Stadt gegangen, und die Agenten folgten uns; das ist alles. Ach, ich bin sehr müde.“

Sie setzte sich auf das Bett und stützte den Kopf auf das Kissen.

„Wir werden gehen, damit Sie sich ausruhen können, mein Kind“, sagte der Abbé. „Es ist Zeit für uns zum Gehen. Auf Wiedersehen! Kommst Du, Rochereuil?“

„Ja“, sagte dieser. „Auf baldiges Wiedersehen, Juliette.“

Er bengte sich herab, um sie zu küssen.

Juliette schloß erschauernd die Augen. Dann sagte sie mit den Lippen an Rochereuil's Ohr:

„Ist es auch wahr? Auf baldiges Wiedersehen? Willst Du, da Du fortgehen kannst, mir nicht einen Abend, einen ganzen Abend schenken. Aber ohne den Abbé. Ich mag ihn gern, den Abbé; aber er braucht nicht immer zwischen uns zu stehen. Wenn er da ist, werde ich immer ganz dumm und wage nichts zu sagen. Du kommst bald wieder?“ wiederholte sie leise, wie ein schmeichelndes Kind.

Es war beinahe zwei Uhr und keine Zeit mehr zu verlieren. Rochereuil und der Abbé gingen vorsichtig fort und erreichten die Gärten. Sie kannten die Vertikalität sehr gut. So waren sie nach wenigen Minuten auf geradem Wege an der Rue de la Visitation angekommen. Es waren nur zwei oder drei Manern zu übersteigen. Sie mußten diese sehr enge Gasse passiren, um den Punkt der Umfassungsmauer zu erreichen, wo die kleine Thür sich befand, und Descoffes sie erwarten mußte. Während dieses kurzen Augenblicks konnte man von der Schildwache bemerkt werden. Rochereuil und der Abbé überschritten glücklich die gefährliche Stelle. Der getreue Descoffes spähte, seine Laterne in der Hand, schon nach ihnen aus. Er war leichenblaß.

„O, meine Herren“, sagte er, „in welcher Unruhe war ich! Ich stürbe vor Angst, wenn Sie nicht wiederkämen.“

„Seien Sie ruhig, Herr Descoffes, an dem Tage, da wir nicht zurückkehren, werden wir Sie benachrichtigen.“

„O, Sie stürzen mich ins Verderben, meine Herren, ins Verderben! Haben Sie Mitleid mit einem Familienvater.“

„Wie denn nicht, Herr Descoffes! Gewiß haben wir Mitleid mit Ihrer Familie, gewiß. Vorläufig guten Abend; und wenn Sie morgen früh mit Ihrem Schlüsselbund an unserer Thür nicht rasselnd wollten, wäre es uns sehr angenehm, denn wir sind schrecklich müde.“

Juliette hatte Rochereuil vom Fenster aus so lange mit den Blicken verfolgt, als es möglich war. Als die beiden Schatten, die an der Mauer entlang schlichen, verschwunden waren, trat sie zurück und fing an, sich langsam zu entkleiden.

„Glücklicherweise“, sprach sie bei sich, „bin ich todtmüde. Ich werde schlafen. . . Er muß kommen. . . und dann wird er mich lieben.“

Einige Augenblicke später schlossen sich ihre Augen, und

sie athmete so sanft und gleichmäßig, daß man hätte glauben können, in diesem Bette schlummerte ein Kind.

In demselben Augenblicke fuhren die Kollwagen aus dem Hofe der Herberge du Grand Cerf ab. Philopoemen hatte den Mantel umgehängt und ließ seine mit rothen Chenilleknuten geschmückte Peitsche über den Köpfen seiner Pferde knallen.

Um acht Uhr morgens hielt eine leere Postkutsche vor der Thür des Bürgermeisters von Poitiers. Fouché stieg hinein, nachdem er mit Vater Jacotin, der wie zufällig seinen Morgen-spaziergang nach dieser Seite hin gemacht hatte, einige Worte gewechselt.

## XVI.

Während des ganzen Abends, als Rochereuil und Juliette sich von den Polizeibeamten verfolgen ließen, um sie von dem Boulevard du Grand-Cerf fernzuhalten, war Frau Rochereuil, die Mutter, in tödtlicher Unruhe gewesen.

Louis hatte sie, ohne weiter etwas zu sagen, davon benachrichtigt, daß er spät nach Hause kommen würde. Sie hatte ihn nicht weiter gefragt, aber dennoch begriffen, daß er auf Befehl seines Bruders handelte. Sie wußte, daß ihre Söhne an dem erbarmungslosen Kampfe theilhaftig waren, in dem schon ihr Gatte gefallen war. Sie hatte ihn glühend geliebt, ihre Söhne waren ihr Leben, aber niemals hatte sie ein Wort des Vorwurfs, eine Bitte über die Lippen gebracht, um sie auf dem betretenen Wege aufzuhalten. Sie verbarg ihre Leiden und verzehrte sich heimlich in Thränen. Wenn sie aber bei den Ihrigen weilte, war ihr Antlitz immer unbeweglich und heiter. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein, um zu weinen.

Während der ersten Jahre der Revolution hatte ihr Gatte, der mit fast allen hervorragenden Männern der konstituierenden und der gesetzgebenden Versammlung befreundet war, einen Einfluß in Poitiers ausgeübt, den er nur mit Fernand Roy, seinem Freunde, theilte. Er wollte weder für die eine noch für die andere der beiden Versammlungen gewählt werden. Doch wurde er in den Konvent geschickt. Frau Rochereuil folgte ihm nach Paris. Bis dahin hatte sie noch nicht gemerkt, welcher Haß ihr Gatte in der Großbourgeoisie, aus der sie stammte, gegen sich heraufbeschworen hatte. Man fürchtete Rochereuil und schmeichelte ihr als der Frau des mächtigen Mannes.

Als sie mitten in der Reaktion des Thermidor nach Poitiers zurück kam, als Rochereuil, der nach dem Prairial\*) verbannt worden war, sich für einige Monate verbergen mußte, hatte sie eine grausame Prüfung zu ertragen. Die Revolution war besiegt, und das ließ man sie fühlen. In den früher befreundeten Häusern wurde sie nicht mehr empfangen, oder die Leute, die sie aus Neugier oder um ihre vergifteten Pfeile auf sie zu richten, sehen wollten, erwiderten ihren Besuch nicht. Für die Einen war sie die Frau eines Königsmörders, eines Septembristen, eines Gottlosen, wie man damals sagte; für die Andern, die bis zu einem gewissen Grade die Revolution mitgemacht hatten, war sie kompromittirend.

Die ehemaligen Freunde Rochereuil's mit Ausnahme von zwei oder drei, grüßten sie nicht mehr. Die Stutzer, die es auch in Poitiers gab, würden sie insultirt haben, wenn sie es gewagt hätten; aber durch ihre feste, würdige Haltung, ihren ruhigen Blick, die Reinheit ihres Lebens, das die Verleumdung nicht berührt hatte, gebot sie wenigstens äußerliche Achtung.

Frau Rochereuil litt sehr, aber sie zeigte es nicht. Wenn sie auf der Straße einer Jugendfreundin begegnete, die den Kopf abwandte, lächelte sie, denn sie fühlte sich über die Verachtung erhaben und wußte auch, daß dieses geringschätzige Lächeln ihre Rache war. Minunter sah sie gar nicht, was um sie her vorging, und die guten Seelen der Stadt hatten nicht einmal die Gewißheit, daß sie gekränkt, verletzt war. Sie schenkte ihnen nur vollkommene Gleichgiltigkeit. Kurzum, sie lebte stolz und unbeugsam in der Einsamkeit. Sie wußte, daß ihr Gatte ein Ehrenmann und ein guter Bürger war; sie liebte ihn. Sie wußte, daß ihre Kinder ihrer und seiner würdig waren. Was war ihr alles übrige? Die Welt war ihr fremd.

\*) Prairial, eigentlich der Wiesenmonat, ein Monat des französischen Revolutionskalenders, vom 20. Mai bis 18. Juni.

Rocherenil wurde nach dem Komplot des Nivöse verhaftet, einige Zeit gefangen gehalten und dann nach den Seychellen deportiert. Während er im Gefängniß zur „Heimsuchung“ war, besuchte die muthige Frau ihn dort so oft, als das Reglement es erlaubte, und sie besaß die Kraft, niemals sehen zu lassen, wie verzweifelt sie war.

Alles verschloß sie in sich. Sie trat lächelnd zu ihm ein, brachte dem Gefangenen Nachrichten von seinen Kindern, die ihn nicht besuchen durften, erzählte ihm von dem, was in der Stadt vorging, und unterhielt sich mit heiterer Miene mit ihm, wie wenn ihre Seele ganz ruhig gewesen wäre. Sie that es, nicht weil sie es für nöthig hielt, ihren Gatten aufzurichten und zu ermutigen, denn sie wußte, daß er über jedes Mißgeschick erhaben war und sich niemals beugen ließ; allein sie wußte auch, daß, wenn etwas ihn beunruhigen und ihm das Gefängniß bedrückend erscheinen lassen, ihm Furcht vor der Zukunft einflößen konnte, es der Schmerz um sie war. Frau Rocherenil schien frei von jeder Unruhe, damit der Gefangene ruhige Nächte hätte. Er wiederum that, als glaube er an seine bevorstehende Befreiung; er wiederholte es ihr täglich, und sie schien nicht daran zu zweifeln.

Sie täuschten sich gegenseitig! Rocherenil kannte Bonaparte und wußte, daß er sowohl wie alle Patrioten, an welche die Polizei Hand angelegt hatte, geliefert waren.

(Fortsetzung folgt.)

folget ist, wiewohl wenig davon gestorben. Es entstand eine unbeständete Seuche unter den Leuten, davon ihnen die Zunge und der Schlund, gleich als mit Schimmel überzogen, daß sie weder essen noch trinken könnten oder möchten, mit einem Hauptwehe, nicht ohne Pestilenzfieber, welches die Leute von Vernunft und Sinnen brachte“. Man könnte hier fast an einen Feldzug der Grippe denken. 1553 wurde die Stadt Meissen von einem heftigen Erdbeben erschüttert, sodaß die Bürger meinten, die ganze Stadt würde untergehen und deshalb flohen; mit diesem Erdbeben wird der Tod des Kurfürsten Moriz von Sachsen in Verbindung gebracht. Aus dem Jahre 1578 wird ein Erdbeben in Thüringen und Meissen erwähnt. Für das 17. Jahrhundert häufen sich die Erdbebennachrichten der Chronik. Von einem Erdbeben des Jahres 1601 sagt der Verfasser, man habe es „eigentlich und bescheidentlich (das heißt in der Sprache jener Zeit: genau und deutlich) fühlen können“. Das böhmisch-mährische Erdbeben von 1619, das mit dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges in Verbindung gebracht wird, wird ausführlicher behandelt, ebenso wird einem Erdbeben in der Mark aus dem Jahre 1628 eine Beziehung zu den damaligen Kriegswirren in Deutschland zugeschrieben. Von 1669 wird angegeben, daß „zu Schmiedeberg bey Wittenberg eine Entzündung der Erden entzünd, also das Feuer häufig herausgefahren“. Am 7. Juli 1683 war Mittel- und Süddeutschland der Schauplatz eines sehr ausgebreiteten Erdbebens, von dem der thüringische Pfarrer erzählt, daß „davon hier bey uns in theils Häusern die Fenster geschnitten, und das in den Stuben auff den Simsen stehende zimmerne Gefäße geklungen u. s. w.“ Dieses Erdbeben galt als der Vorbote einer Hungersnoth und der Belagerung Wiens durch die Türken. Schon 1689 und 1690 erfolgten neue Erdbeben in Meissen und Thüringen.

Als Gegensatz zu diesen chronistischen Aufzeichnungen mögen nun einige Worte über Erdbeben in Mitteldeutschland während der letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts folgen, die eine gründliche wissenschaftliche Bearbeitung erfahren haben. Das bedeutendste dieser Erdbeben ist dasjenige vom 6. März 1872, über welches der durch viele ausgezeichnete Arbeiten bekannte deutsche Geologe Karl v. Scobach eine besondere Abhandlung geschrieben hat. Dieser Gelehrte bewirkte, daß an sämtliche Telegraphenstationen des Deutschen Reiches Fragebogen gefandt wurden, welche die Beantwortung der wichtigsten auf das Erdbeben bezüglichen Fragen veranlassen sollten. In der That gingen auf diesem Wege zahlreiche Nachrichten ein, die noch durch eine Menge von Zeitungsnotizen vervollständigt werden konnten. Die Ausdehnung dieses Erdbebens war eine ganz bedeutende und erstreckte sich auf eine Fläche von 3100 Quadratmeilen. Nur wenige Beben in diesem Jahrhundert haben einen größeren Erschütterungsbereich gehabt, z. B. dasjenige von Bisp von 1855 und vielleicht das rheinische Beben von 1846. Die Zone stärkster Erschütterungen lag in der Gegend zwischen Gera und Altenburg. Beschädigungen von Gebäuden erfolgten innerhalb einer Linie, die die Orte Chemnitz, Altenburg, Apolda, Weimar, Eisleben und Stolberg verbindet. Erdbeben Geräusche waren in einem Umkreise von Wittenberg, Bernburg, Frankenhäuser, Erfurt, Suhl, Coburg, Eger, Leitmeritz, Naumburg, Lützenau zu vernehmen. Die äußerste Grenze der wahrgenommener Erdschütterungen wurde etwa durch eine Linie über Berlin, Braunschweig, Kassel, Marburg, Frankfurt, Heidelberg, Hechingen, Regensburg, Prag, Breslau, Slogau bezeichnet. Es mögen hier wenigstens einige der interessantesten Nachrichten über dieses Erdbeben erwähnt sein. Im Hildesheimischen wurden zwei Erdbeben deutlich unterschieden, die einen Tisch ins Schwanken brachten, ein vor dem Fenster angebrachtes Thermometer wild hin und her bewegten und die Außenwand des Hauses scheinbar vor- und zurückweichen ließen. In Magdeburg wurde nach einem Berichte der „Magdeburgischen Zeitung“ ein viermaliges Schwanken des Fußbodens in Häusern bemerkt. In Köthen ließen die Leitungsdrahte an dem Telegraphengebäude ein Geräusch vernehmen, als sollten sie gewaltsam zerrissen werden; ein Ruck spannte sie plötzlich an, sie schnellten zurück und vibrierten noch einige Zeit. In Berlin war die Erschütterung der Häuser noch stark genug, um viele Einwohner in großen Schrecken zu versetzen; verschiedentlich geriethen Möbel ins Schwanken, Spiegel zitterten an den Wänden, Fenster klirrten und Uhren blieben stehen. In Görlitz wurde eine Schwurgerichtssitzung durch ein helles Knistern und Knacken in der Decke des Saales unterbrochen, worauf eine Panik entstand und alles nach den Ausgängen stürzte, so daß einzelne Personen zu Boden getreten wurden. In Breslau beobachtete der berühmte Astronom Prof. Galle erhebliche seitrechte Schwankungen an einem Fernrohr. Nach Berichten der „Breslauer Zeitung“ wurden heftige Erdbebeneerscheinungen noch in verschiedenen anderen schlesischen Städten verspürt. In München wurde die Erschütterung der Erde sehr wenig bemerkt. In Nürnberg schwankte der Boden derart, daß in einer Steindruckanstalt verschiedene lithographische Steine aneinander schlugen, eine Mauer einstürzte und die Bettstelle eines Kranken um einen halben Fuß verrückt wurde. Aus Frankfurt a. M. berichtete der Thürmer auf der Paulskirche, daß das Haus ziemlich heftig ins Schwanken gerieth und er selbst nicht vom Stuhle aufspringen vermochte, da er sich wie betrunken fühlte. Diese Nachrichten stammen erst aus der äußeren Zone des Erdbebensgebietes, aus dem südlichen Sachsen und aus Thüringen lauten die Meldungen noch ganz anders. In Köthen folgten zwei überaus heftige Stöße, die beide Male von unterirdischem, starkem Donner begleitet wurden; hier wie an vielen anderen Orten geriethen einige Sekunden vorher Pferde und andere Hausthiere in sichtlich Unruhe-

## Mitteldeutsche Erdbeben

### im neunzehnten und in früheren Jahrhunderten.

Starke Erdbeben sind in Deutschland selten. Auch das neueste voigtländische Erdbeben erweckt nicht wegen seiner Stärke, sondern wegen seiner häufigen Wiederholungen allgemeines Interesse. In früheren Zeiten scheinen Erdbeben im mitteldeutschen Gebiete mehrfach aufgetreten zu sein und müssen sogar, wenn nicht die abergläubische Angst des Volkes in mittelalterlichen Zeiten die Ereignisse stark übertrieben hat, zuweilen recht bedeutend und verheerend gewesen sein. Es liegt uns da eine alte Druckschrift aus dem Jahre 1691 vor mit dem merkwürdigen Titel: „Das erschütterte und bebende Meissen und Thüringen“, von dem Pfarrer Nikolaus Höpffner zu Draschwitz im Stifte Naumburg, worin nach den weiteren Worten des ausführlichen Titelblattes die Beschreibung eines am 24. November 1690 in Meissen und Thüringen erfolgten Erdbebens verheßen wird. Der Inhalt des Buches geht aber über diesen Vorsatz weit hinaus und liefert uns eine ziemlich durcheinander gewürfelte Chronik aller möglichen Erdbeben, unter denen die mitteldeutschen Beben freilich besonders berücksichtigt sind. Die Darstellung hat außer dem historischen Interesse noch ein kulturgeschichtliches, indem sie die damaligen abergläubischen Vorstellungen, die sich an die Entstehung und die Folgen von Erdbeben knüpfen, kennen lehrt. Es seien hier nur einige auf Mitteldeutschland bezügliche Angaben dieses Buches erwähnt.

Von dem ausführlich berücksichtigten Erdbeben, das zur Zeit der Sintfluth unseren ganzen Planeten in Aufruhr versetzt haben soll, abgesehen, wird das erste Erdbeben in Mitteldeutschland aus dem Jahre 577 nach Christi erwähnt; es heißt an der betreffenden Stelle: „Im Jahre des Herrn 577 sind neben einem Erdbeben viel andere schreckliche Wunderzeichen mehr in Thüringen gewesen, da man am Himmel brennende und in den Lüften schwebende Fackeln gesehen.“ Daß bald darauf Siegbert, der damalige Landesherr von Thüringen, ermordet wurde, und ferner Theuerung und Pest das Land befielen, wird nach der damaligen Anschauung als eine Strafe Gottes gebendet, deren Eintritt durch das Erdbeben angezeigt werden sollte. Im Jahre 632 war in Mitteldeutschland „ein Erdbeben, so ganzer 30 Tage an einander warte, und stunte zugleich mit großen Erstaunen aller Menschen ein großes Schwerdt am Himmel, worauff in Thüringen große Empörung und Unruhe entstunde“. Aus dem Jahre 837 wird folgendes merkwürdige Geschehniß berichtet: „Es stund in Thüringen ein Baum, der war 40 Schuch hoch und in der Dicke 14, der ging frey von ihm selbst erhoben, wanderte fort, und setzte sich an einen anderen Orth. Es warf sich auch ein Wall von dem Erdboden von ihm selbst auff, etliche 1000 Schritte lang, und darauf erfolgte ein Erdbeben, daß viel Flecken und Dörffer üben hauffen warff.“ Nun folgt eine große Lücke in unserer Chronik bis zum 14. Jahrhundert, aus welchem der Naumburger Pfarrer auch nichts weiter zu erzählen weiß, als daß 1348 nach einem heftigen Erdbeben in Kärnten über ganz Deutschland „ein jämmerlich Sterben“ entstanden sei, auch habe es nach dem Erdbeben „heftig Kröten geregnet“. Aus dem 16. Jahrhundert wird eine ganze Reihe von Erdbeben verzeichnet. Zunächst eines vom 26. März 1511, wo im Orte Leitmeritz in Böhmen ein so starkes Erdbeben gewesen sein soll, daß im Kirchthürme die Glocken anfangen zu läuten und vor der Thurmspitze das Kreuz herabfiel, „die Bürger sind davon so erschrocken, daß sie alle aus der Stadt entlauffen“. Sehr interessant ist eine Angabe aus dem Jahre 1517, wo in Thüringen ein Erdbeben eintrat, „darauff den Leuten öfters Kopffweh, und Verwirrung des Verstandes er-

In Halle wurde zur Zeit des Erdbebens ein unterirdisches Geräusch gehört wie von einem schnellsahrenden, schweren Wagen. In Dresden wurde das Erdbeben weniger von den Menschen als von den Thieren des Zoologischen Gartens empfunden und angezeigt, viel heftiger waren die Erdbewegungen in Freiburg und in Meissen, wo die Defen in den Zimmern schwankten, Deckenbefeidungen und sogar Schornsteine herabfielen. In Leipzig geriethen in einem Hause der Querstraße leichte Gegenstände auf den Tischen und Schränke in eine hüpfende Bewegung, und allgemein wurden starke, zuweilen sehr eigenthümliche unterirdische Geräusche vernommen. In Chemnitz wurden in fast allen Wohnungen, besonders in den höheren Stockwerken der Häuser, sehr starke Schwankungen wahrgenommen. In Gera war die Erschütterung eine ganz außerordentliche, so daß viele Häuser Risse bekamen, mehrere Personen durch herabfallende Steine verletzt wurden und ein Mensch sogar getödtet wurde, dabei war ein so furchtbares Krachen und Prasseln vernehmbar, daß man in der fürstlichen Bibliothek glaubte, daß das ganze große Gebäude einstürzen würde; in einem Augenblick stürzten tausende von Büchern von den Brettern, so daß sie in großen Haufen den Boden bedeckten. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieses Erdbebens wurde bis auf 45 Kubikmeter in der Minute berechnet. Ueber die Entstehung des Erdbebens konnte Karl v. Seebach noch nicht ins Klare kommen.

Das vogtländisch-erzgebirgische Erdbeben vom 23. November 1875 wurde von Hermann Credner in Leipzig behandelt. Am heftigsten wurde die Stadt Plauen betroffen. Hier war die Erschütterung bedeutender als die des Jahres 1872. Von vielen Personen wurden rollende Geräusche bis zur Stärke von Donnerschlägen vernommen, fast sämtliche Bewohner wurden aus dem Schlafe geweckt und verließen befürt die Betten. Die Ausdehnung dieses Erdbebens war im Vergleich zu dem von 1872 nur gering und wurde auf etwa 40 Quadratmeilen berechnet.

Am 17. Juli 1876 fand eine Erderschütterung in Chemnitz statt, am 5. Oktober 1877 eine solche in Dippoldiswalde. Am 28. November 1878 geschahen zwei Erdstöße in der Gegend von Thum nördlich von Annaberg im Erzgebirge. Im Dezember 1880 wurden nicht weniger als drei Erdstöße innerhalb zweier Wochen verzeichnet, der erste am 4. Dezember in der Gegend von Großenhain; der zweite im Rittergute Weisklich bei Plauen am 12. Dezember; der dritte am 15. Dezember in dem Landstrich von Waldenburg an der Mulde über Meerane nach Crimmitschan. Ein Erdbeben vom 22. Mai 1881 wurde in der Zwickauer Gegend sowohl auf den Straßen als in den Häusern der Stadt und auch in Bergwerken der Umgegend beobachtet. Zuverlässige Nachrichten liegen auch über mehrere Erdstöße am Morgen des 16. Oktober 1881 vor, die den Untergrund der Stadt Leipzig erschütterten. Am 29. September 1883 wurde das Gebiet von Lobenstein und Bad Elster im Vogtlande von einem mäßigen Beben heimgesucht. Das größte Erdbeben dieser Jahre war das sächsisch-reußische vom 20. Oktober 1883, das eine Ausdehnung von mindestens 160 Quadratmeilen hatte und in 80 Orten verspürt wurde. Bald darauf erfolgten im Reußischen einige weitere Erdstöße. — („*Rölnische Zeitung*“.)

**Kleines Feuilleton.**

—w— **Die Schleppe.** Es ist am Abhittage. Die Dämmerung scheidet durch die Straßen und in die Häuser. Die Treppen sind noch nicht erhellt. Unsicher tappt es die Stufen heraus und bleibt vor der Thür stehen. Ein Suchen und Tasten an der Thür, dann klingelt es. Vor dem Oeffnenden steht ein Dienstmann; in der immer dichter werdenden Dunkelheit erkennt man ihn nur an dem Aufsehen des Messingschildes seiner rothen Mütze.

„Wohnt hier Herr Büttner?“ fragt der Dienstmann.  
 „Nein, eine Treppe höher.“  
 „Aber vielleicht —“ Der Dienstmann versucht von einem Zettel, den er dicht vor die Augen hält, Namen zu entziffern. Doch es ist in der Dunkelheit unmöglich. Der andere kommt ihm ihm zu Hilfe: „Hier wohnt Mähr.“  
 „So; ach bitte, ich soll das hier abgeben.“  
 Der andere nimmt den weißen Zettel und schließt die Thür. Er hört noch, wie der Dienstmann die Treppen wieder hinunter tappt und fluchend auf dem nächsten Absatz stolpert. An der Zimmerlampe, die er erst anzündet, liest Mähr den Zettel; es ist eine Aufforderung des bürgerlichen Wahlkomitees, sofort seine Stimme für seinen Kandidaten abzugeben. „Fein, immer fein sind unsere Bürgerlichen!“ sagt er zu seiner Frau; „Sie schicken Dienstmänner. Sie haben's nicht nöthig, selbst zu kommen.“  
 Gleich darauf tappt es wieder die Treppe heraus und klingelt. Diesmal steht der Portier aus dem Nachbarhause draußen.  
 „Na Pleschle, was haben Sie denn?“  
 „Na nu, Mähr, Sie sind ja heute zu Hause?“  
 „Ja, ich habe noch 'n wichtigen Gang vor.“  
 „An die Wahlurne?“  
 „Das möchten Sie wohl wissen?“  
 „Na — hier haben Sie eine Aufforderung dazu.“  
 „Sie schleppen auch, Pleschle?“  
 „Ich bin von meinem Hauswirth dazu kommandirt.“  
 „Also freisinnig.“  
 „Jawohl — — Na, die Lorenzen hätte auch schon Licht machen können!“ schimpfte er, indem er die Treppen hinauf stolpert.

Da hört man von unten schon wieder jemand nahen. Vom nächsten Treppenabsatz ruft er Mähr an, der eben die Thür, durch die ein schwacher Lichtschein von der Zimmerlampe bricht, schließen will.

„Wohnt hier Mähr?“  
 „Jawohl.“  
 Mähr sieht sich den vor ihm Stehenden an; mit Mühe glaubt er einen Arbeiter zu erkennen.  
 „Sind Sie Herr Mähr?“ fragt dieser schüchtern.  
 „Ja.“  
 „Dann möchten Sie doch gleich Ihre Schuldigkeit thun,“ klingt es schon fester.  
 Mähr sieht erstaunt auf den Zettel; er hält ihn in den Lichtschein und liest. „Na, jetzt kommen unsere Leute erst?“ meint er.  
 „Ja wenn man gewissenhaft bis in den vierten Stock alles abfertigt — und dann ist noch alles dunkel.“  
 „Na warten Sie, ich bringe Ihnen die Lampe,“ sagt Mähr. „Hier im Hause wohnen lauter Nothe, da müssen Sie bis unter das Dach.“  
 So gehen sie beide im Hause Trepp auf, Trepp ab. Der Arbeiter erzählt, daß er arbeitslos ist — „da macht man sich auf solche Art nützlich!“ Dann geht er ins nächste Haus, wo eben die Treppenlichter angezündet werden. —

— **Tolajer.** Der Tolajer wächst in der Hegyalja. Unter diesem Namen versteht man die ungefähr 50 Kilometer breite und 30 Kilometer lange Weingebirgsgegend, welche die Ortshaften Tolaj, Torjal, Maad und Talya in Ober-Ungarn umfaßt und den weltberühmten Tolajer Wein und Ausbruch liefert. Wir finden hier ca. 7600 Hektar Weingärten, aus welchen in guten Jahren 85 000 bis 90 000 Hektoliter Wein erzeugt werden. Schon länger als ein Jahrtausend wird hier der Weinbau betrieben, dessen erste Anfänge man sogar in der Zeit des römischen Kaisers Probus sucht. Der berühmteste Wein wächst übrigens nicht gerade bei Tolaj, sondern in der Nähe der Ortshafst Talya, welche auch wegen ihres alljährlich im Oktober abgehaltenen Jahrmakts, an welchem eine unglaubliche Menge Weinfässer zum Verkauf gebracht werden, weithin bekannt ist. Der Wein der Hegyalja verdankt seinen Beltruf hauptsächlich der äußerst emsigen Pflege, dem sorgfältigen Sortiren der Trauben und der späten Pese, durch welche letzteren Umstand die Beeren fast zu Rosinen werden und nunmehr einen ungemein süßen dickeichen Saft zurückbehalten. Man unterscheidet hinsichtlich der Qualität dreierlei Sorten: „Tolajer Essenz“ oder Ausbruch 1. Klasse, d. h. den Saft, welcher durch die eigene Schwere der Trauben ausfließt, ferner den „Tolajer Ausbruch 2. Klasse“ und den sogenannten „Maschlasch“, d. i. die geringste und leichteste Qualität, welche meist im Inlande konsumirt wird, während die beiden ersteren Sorten hauptsächlich zum Export gelangen. Aber ebenso, wie nicht alles, was glänzt, Gold ist, so giebt es auch viele goldig glänzende süßliche Weine, ungefähr 60 Sorten, die wohl als „echte Tolajer“ etiquettirt und verkauft werden, aber niemals die Hegyalja gesehen haben, sondern minderwerthige Weinsorten sind, die aus Italien, Griechenland und Kleinasien nach den verschiedensten Gegenden Ungarns eingeführt sind und dann als Tolajer kultivirt und in den Handel gebracht werden. Die Weinlese beginnt in der Hegyalja erst am 17. November und ist ein wahres ungarisches Nationalfest, welches seinen Mittelpunkt in dem Marktfeiern Maad hat, der dann zugleich Börsenplatz des Weinhandels ist. Die „Tolajer Veragruppe“, wie die Hegyalja auch genannt wird, erzeugt ungefähr 84 Sorten edle Weine, aber die Krone aller dieser Weine, der „Mezès-Mäle“, zu Deutsch „Honigwein“, gedeiht nur auf dem 250 Fuß hohen „Tolajer Berg“, an dessen Ostseite die sonst unbedeutende kleine Stadt Tolaj malerisch gelegen ist. —

**Theater.**

— Die Dramatische Gesellschaft zu Berlin hat für das laufende Vereinsjahr (1. Oktober 1897 bis 30. September 1898) vorläufig folgende Stücke in Aussicht genommen: „Juliane Döry“, „Die sieben mageren Kühe“, Maurice Maeterlinck, „P'Intense“, Maurice Maeterlinck, „Uglavaine und Selysette“, H. von Hofmannsthal-Loris, „Der Thor und der Tod“, Julius Schanmberger, „Ein pietätloser Mensch“, Oskar Panizza, „Ein guter Kerl“, Gunnar Heiberg, „Der Balkon“. Die Aufführungen finden im „Residenz-Theater“ statt, die erste noch im Laufe des November. Die Mitgliedsbeiträge für das Vereinsjahr betragen 20, 12 und 6 M. Anmeldungen sind an Herrn Th. Entsch, Jägerstr. 20, zu richten. —

**Geschichtliches.**

Remember, remember  
 The fifth of November!  
 (Gedenket, gedenket  
 Des fünften November!)

So wurde vorigen Freitag überall in England gesungen zur Erinnerung an die Pulververschwörung; und um zu beweisen, daß der Grimm noch immer groß ist auf die bösen Papisten, welche die Pulververschwörung angezettelt haben, ward eine Puppe, die Guy (Guido) Fawles, einen der Verschworenen, darstellen sollte, feierlich unter wildem Gejohle verbrannt. Und so ist es im protestantischen England seit nunmehr 292 Jahren alljährlich am 5. November getrieben worden, denn die Pulververschwörung war

im Jahre 1603, und die Engländer sind sehr konservativ. Wie lange es noch getrieben werden wird? Wer weiß. Wenn das Volk kritisch veranlagt wäre, dann hätte allerdings schon in diesem Jahre keine Feier mehr stattfinden dürfen, denn in diesem Jahre hat ein katholischer Geistlicher es unternommen, sich die Pulververschöpfung einmal anzusehen, und da ist es ihm denn ergangen, wie in den meisten derartigen Fällen: die „Geschichte“ ist ihm zwischen den Fingern zerfloßen. Die Pulververschöpfung soll bekanntlich zum Zweck gehabt haben, König Jakob I. nebst seinem Hofstaat am Tag der Parlamentsöffnung in die Luft zu sprengen — natürlich mit sammt dem ganzen Parlament. Aber wie durch ein Wunder wurde das Attentat noch entdeckt. Und wer sehen will, wo Guy Fawkes mit seiner Laterne versteckt saß, um die fürchterliche That zu verrichten, — der braucht bloß einmal nach London ins Parlamentshaus zu gehn, da wird ihm alles gezeigt.

Unser Geistlicher, Pater Gererd, betrachtete sich's auch; er hatte jedoch gelinde Zweifel, suchte nach Dokumenten, und — entdeckte, daß es sich mit diesem alten Attentat gerade so verhielt, wie mit den meisten modernen Attentaten — es war von der Polizei gemacht. Und dafür brachte er massenhafte Urkunden.

Ein gelehrter Protestant, der in seiner christlichen Liebe nicht dulden kann, daß dieser Flecken von den Katholiken entfernt werde, ein Herr Dr. Gardener, hat Gererd zu widerlegen versucht, jedoch mit wenig Erfolg. Das höchste, was er zu erreichen vermochte, ist, daß es sich nicht feststellt, ob die Polizei alles gemacht hat, oder ob sie einen „ehrlichen“ Dummerian vorfand, der ihre Arbeit verriechte und sich mißbrauchen ließ. Daß die „Pulververschöpfung“ ein ganz unbedeutendes Ereignis war, das zu politischen Zwecken „fruktifizirt“ wurde, das muß auch Herr Dr. Gardener zugeben.

Jedenfalls weiß nun der Leser, daß den Regierungen und der Polizei schon vor nahezu dreihundert Jahren das Geheimniß der Staats- und Gesellschaftskretung durch Attentate bekannt war.

**Kultur-Geschichtliches.**

— Ueber die Geschichte des Damennuffs enthält das „W. Fr. Bl.“ folgende Angaben: „Das Auftreten des Nusses ist Ende des 15. Jahrhunderts in Venedig festgestellt worden. Damals war der Nuss ein nicht allzu großes Objekt aus Sammet, Brokat oder Seide, mit Pelzwerk gefüttert und an beiden Enden mit kostbaren Knöpfen geschlossen. Im 16. Jahrhundert benutzten auch die Herren sehr prunkvolle Nüsse; es waren das kleine, nußlose Toilettenobjekte mit Wandern, Goldfäden, Passmenterien, Franfen und Stickereien geschmückt; die ersten Zobelnüsse sah man in dem Besitze der Fontanges. Scarron hat eine seiner schärfsten Satiren gegen den Mißbrauch des „Handwärmens“ geschleudert. Unter Ludwig XVI. sollten nur Stoffnüsse getragen werden. Später hielten der Hermelin und der graue Bär, der Zobel den Record der Eleganz; das Otterfell und der Blauschur kamen später hinzu, ebenso die unverhältnismäßig kolossalen Nüsse aus Angora-ziegenfell, die im Schlitten beinahe die Decken ersetzten. Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Nuss klein und elegant, im „Dictionnaire amoureux“ wird er zitiert als „mit Atlas gefütterter Briefkasten, der, aus sibirischem Wolspelz hergestellt, von den Jahrmärkten in Nischni-Novgorod in alle Welt verschickt wurde. Mit dem Keisrock und den Keulenärmeln des Jahres 1830 harmonierte der unförmlich große Nuss, der eigentlich erst wieder zu verständigen Proportionen zurückkehrte, als die Schauspielerin Desobée sich weigerte, 1855 anders als mit einem kleinen Nuss aufzutreten, der auch heute seine Vorherrschaft behauptet.“

**Völkerkunde.**

— Ein englischer Weltreisender, der kürzlich aus Indien zurückgelehrt ist, schildert die Töchter Bangkoks als geborene Tänzerinnen. Die Geschmeidigkeit dieser dunkelhäutigen Schönen ist — so schreibt der Engländer — geradezu bewundernswürth. Ein bei den Siamesen sehr beliebter Tanz ist der „Becher-Tanz“, der allerdings nur von den „berufsmäßigen“ Tänzerinnen ausgeführt werden kann. Eine Reihe junger Mädchen, von denen jedes einen Becher auf dem zierlichen Kopf trägt, stellt sich in der Mitte der großen Tanzhalle auf. Die Musik setzt voll und kräftig ein. Bei dem ersten Klange knien die Tänzerinnen nieder, schlingen ihre Hände ineinander und beugen ihre Köpfe so tief zur Erde, daß die Stirnen fast den glänzenden Marmorboden berühren. Eine merkwürdig geschickte Bewegung des Halses veranlaßt den Becher, sein Gleichgewicht auf dem Kopf zu behalten. Dann plötzlich aufspringend, beschreiben die Sylphiden schnell aufeinander folgende, eigenartig verwickelte Figuren, indem sie Arme und Kopf stets im Takte der Musik bewegen. Diese wird zuletzt immer lauter und feurriger. Die Tänzerinnen erheben sich auf die Fußspitzen und biegen die schlanken Körper, Arme und Finger mit haunenerregender Gelenkigkeit. Ein von großer Geschicklichkeit zeugendes kunstflüchchen der siamesischen Tänzerinnen ist — einen Strohhalm mit dem Augenlid aufzuheben. Dies müssen schon die fünfjährigen Mädchen lernen und täglich üben, da man glaubt, daß sie dadurch eine außerordentliche Geschmeidigkeit des ganzen Körpers erlangen.

**Medizinisches.**

k. Vor der Vergiftung mit Zinnpuder warnt Dr. Scholz in Böhln in der „Verstl. S. Z.“ Einem gesunden Manne wurde zur Heilung eines Ausschlags auf der Hand das Bestreuen

mit dem allgemein gebräuchlichen Zinnpuder verordnet. Der Patient war, bis auf den Ausschlag, vollständig gesund. Nach einigen Tagen erkrankte der Mann unter Erbrechen, Fieber, Beklemmung und Schwindel. Zuerst war die Erklärung für diese Erscheinungen gar nicht zu finden, und nur zufällig kam Dr. Scholz auf die Vermuthung, daß es sich um eine Zinnvergiftung handeln könne. Als darauf die Hand gründlich gewaschen und die Zinnstreuung unterlassen wurde, verschwanden die Vergiftungserscheinungen nach kurzer Zeit vollständig. Dieser Fall beweist, daß Zinnpuder durchaus nicht so ungefährlich ist, als vielfach angenommen wird, weshalb seine Anwendung namentlich bei Kindern mit Vorsicht vorzunehmen ist. —

**Technisches.**

— Ein Riesenschirm. Das Zugstück der im nächsten Sommer in Omaha (Nebraska) stattfindenden Trans-Mississippi-Ausstellung wird ein riesiger „Regenschirm“ sein, wenigstens der Form nach; im übrigen soll er dazu dienen, einen Rundblick auf die Ausstellung und ihre Umgebung zu gewähren. Das eiserne Ungethüm hat Aehnlichkeit mit einem Riesenschirm, dessen Stange und Gerippe aus solidem Stahl hergestellt wird. Die Spangen des Schirmes, eisernen Armen gleich, werden sich, wenn in Bewegung gesetzt, langsam und gleichzeitig vom Erdboden erheben und, bis zu einer Höhe von 325 Fuß ansteigend, sich gleichfalls langsam im Kreise drehen und dann in eben solcher Weise, wie sich die Steigung vollzog, auch wieder zurück zum Erdboden gebracht werden. Die Stange oder besser gesagt der Schaft, der einen Durchmesser von 45 Fuß haben soll, wird aus Stahl und Eisen hergestellt, 350 Fuß hoch und in einem 30 Fuß tiefen und 100 Quadratmeter Umfang besitzenden Steinfundamente verankert werden. Die eisernen Arme dieses Riesenschirmes, zehn an der Zahl, werden 110 Fuß vom Träger desselben seitwärts abstehen und an ihrem äußersten Ende werden kutschähnliche Behälter zur Aufnahme von je 40 Personen angebracht werden. Von den Enden der eisernen Arme werden Drahtseile nach der Spitze des Schaftes gezogen, die zur Herstellung des Gleichgewichts dienen. Die Wagen zur Aufnahme der Personen sollen aus Eisen und Stahl hergestellt werden. Die Triebkraft für den Riesenschirm ist Elektrizität. Die Dauer der Rundfahrt ist auf zwanzig Minuten berechnet. Die verschiedenen Wagen werden elektrisch beleuchtet, mit farbigen Lampen illuminiert und auf der höchsten Spitze des eisernen Mastes wird ein elektrisches Licht angebracht. —

**Humoristisches.**

— Erholung. Feister Speißbürger am Bierisch: „Wenn oaner den ganz'n Tag nix thuat, muß er doch am Abend sei' Ruh' hab'n!“ —  
 — Nationalliberal. Vater zum Bewerber: „Einem Freigeist und Revolutionär wie Sie werde ich nie meine Tochter zur Frau geben. Auch mein Herz glüht muenlich für die Freiheit, aber für eine Freiheit mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung.“ — („Simplicissimus.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Terracotten aus römischer Zeit sind, nach der „Königsb. Parl. Ztg.“, von einem Oberförster bei Gerdauen in der Erde gefunden worden. Es ist das erste Mal, daß ein derartiger Fund in Ostpreußen gemacht worden ist. —  
 — Ein Nagelschmied aus Oberschönau (Kreis Schmalkalden) erstach auf offener Landstraße einen Schlosser und verletzle einen zweiten Schlosser tödtlich. Hierauf erschach er sich selbst. —  
 — Bei Hörsholm auf Seeland hat die Frau eines Landarbeiters sich und ihre vier Kinder im Meere ertränkt. Vor zwei Jahren ist eine Schwester der Verstorbenen mit ihren beiden Kindern von einem Dampfer ins Meer gesprungen und ertrunken. —  
 — In Wien wurde eine unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehende Drechslerfrau von einem achtehnjährigen Schuhmacher erschochen. An der Todten zählte man 25 Messerstiche. —  
 — Eine Wiener Maschinenfabrik wurde seit zwei Jahren bestohlen. Jetzt hat es sich herausgestellt, daß die Urheber aller Diebstähle die beiden Söhne des Fabrikanten gewesen sind. Sie hatten auch den Löwenantheil von dem Erlöse der gestohlenen Gegenstände gezogen. —  
 — Unter den Kalmücken des Gouvernements Archangel ist der Hungertyphus ausgebrochen. —  
 t. Reines Wasser und Sterblichkeit. Von wie großer Bedeutung reines Trinkwasser für die Sterblichkeit in Städten ist, lehrt von neuem eine Statistik der französischen Stadt Cherbourg, die 1891 eine große Filtriranlage errichtete. Seit jener Zeit hat die Sterblichkeit unter den Bewohnern dauernd abgenommen; während 1894 von 1000 Personen noch 30 starben, starben 1896 im Mittel nur 24 von 1000. Eine besondere Abnahme zeigt die Sterblichkeit am Typhus, die von 6,03 von 1000 im Jahre 1894 auf 3,63 im Jahre 1897 heruntergegangen war. —  
 — Der Frachtdampfer „Idaho“ ist auf dem Eisee (Nordamerika) gesunken. Von der Besatzung sind 19 Mann ertrunken, zwei wurden gerettet. —